

24

Wolfgang Müller

AUS LIEBE ZUR KUNST

Essays

Nach dem Ende des Kalten Krieges wurde Moderne Kunst populär wie nie zuvor, die Zahl der Künstler und Kunstwerke schien zu explodieren. Die Kunstkritik konstatierte Unübersichtlichkeit und Qualitätsverfall, warnte vor ständiger Infragestellung der Kunst und forderte eine neue Erhabenheit. Doch ist die Kunst tatsächlich so verschieden geworden? Und warum entziehen sich ihre großen Ähnlichkeiten eigentlich der Wahrnehmung?

Als Künstler, Musiker, Autor und Professor für experimentelle Plastik kennt Wolfgang Müller die Strukturen des Kunstbetriebs aus unterschiedlichen Perspektiven. In seinen Essays zeigt er auf, wie aus Züricher DADA fast hundert Jahre später Politik in Island wurde. Er überlegt, warum sowohl die geniale Grace Jones als auch die grässlichen Bilder von Bernard Buffet unparodierbar sind.

Wolfgang Müller, geboren 1957 in Wolfsburg, lebt in Reykjavik und Berlin. Der Gründer und Spiritus Rector der Kultgruppe »Die Tödliche Doris«, ist Musiker, Publizist, Schauspieler, Hörspielmacher, Genialer Dilletant, Kurator, Grafiker, Missverständnisswissenschaftler, Performer, Elfenexperte, Punk, Professor und Künstler. Er hatte Lehraufträge u. a. an den Kunsthochschulen München, Saarbrücken, Bern, Basel, FH Graz, Reykjavík, San Diego und 2001/02 eine Professur an der Hochschule der Künste in Hamburg. Er ist Präsident der Walther von Goethe Foundation Reykjavík.

Im Verbrecher Verlag erschienen »Die Elfe im Schlafsack« (5. Auflage 2018), »Neue Nordwelt« (2005) und »Kosmas« (2011). Zuletzt veröffentlichte er »Subkultur Westberlin 1979–1989. Freizeit«.

www.wolfgangmuellerrr.de

VERBRECHER VERLAG

Wolfgang Müller macht sich die Erkenntnis zunutze, dass sich unsere Wahrnehmung, unsere Welt, unser Selbstbild ausgehend vom vorderhand Kuriosen untersuchen lasse. Und er macht sich zunutze, dass wir, als Hörer, nur allzu gern ans Wissen glauben möchten. So suggeriert er immer wieder, Natur lasse sich – als Material und Sinnzusammenhang – unmittelbar erfassen, übersetzen, in einer selbst unsichtbar bleibenden Darstellungsform darstellen. Um uns daraufhin – gerade noch rechtzeitig – virtuos vorzuführen, wie das Einschleusen von Natur in einen kulturellen Rahmen ein Licht auf eben diesen Rahmen wirft, ob er sich nun Wissenschaft oder Kunst, vogelkundliches Fachbuch oder Hörstück nennt.

*Marcel Beyer, in seiner Laudatio zur Verleihung
des Karl-Sczuka-Preises 2009*

Erste Auflage
© Verbrecher Verlag 2018
www.verbrecherei.de

Korrekturat: Christian Wöllecke
Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN: 978-3-95732-311-8

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Olanike Famson, Theresa Meschede,
Martin Neusiedl und Amira Sakbani.*

Arno Schmidt zum Hundertsten

(2014)

Als Arno Schmidt 1958 ins niedersächsische Bargfeld zog, war ich gerade mal ein Jahr alt. Nur wenige Kilometer von ihm entfernt wuchs ich in Wolfsburg auf. Als er am 3. Juni 1979 im Alter von 65 Jahren starb, zog ich nach Westberlin.

In der erschütternden Normalität Niedersachsens wirkte Arno Schmidt wie ein Fremdkörper. Die Jugendlichen konnten es nicht glauben, dass ein Intellektueller, dem noch dazu die Eigenschaft zugeschrieben wurde, besonders eigensinnig zu sein, sich freiwillig in diese Langeweile begeben hatte. Wir wollten von hier bei erstbestener Gelegenheit flüchten. Nicht unbedingt in die nahegelegene DDR, wie uns Erwachsene manchmal boshaft empfahlen, wenn wir etwas Kritisches sagten, sondern beispielsweise nach Westberlin.

»Ganz in unserer Nähe wohnt ein Genie!«, meinte Schulfreund Gerhard. Er war sechzehn, wollte Dichter werden und stellte mit drei anderen Jungs eine selbstkopierte Literaturzeitschrift her. An sein Gedicht mit dem Titel Der Lichtkelch in der Gebärmutter der Zeit erinnere ich mich noch heute. Gerhard wollte unbedingt mit mir eine Fahrradtour ins Ein-

hundertachtundachtzig-Einwohner-Dorf Bargfeld unternehmen. Es liegt nordöstlich von Hannover im Dreieck zwischen Celle, Uelzen und Wolfsburg. Als passionierter Ornithologe interessierten mich allerdings noch etwas mehr als Arno Schmidt die Ziegenmelker und die seltenen Rohrdommeln, die in den Mooren der Lüneburger Heide brüteten. Rohrdommeln werden im Volksmund Moorochsen genannt, weil sie sehr tiefe dumpfe Laute von sich geben, welche kilometerweit zu hören sind. Durch Hineinpusten in eine leere, dickbauchige Weinflasche können Menschen diese Rufe leicht imitieren. Im Jahr 1977 nahm ich eine leere Bierflasche in die Hand und blies hinein: »Uuuuuuuuuuuuuuuuuuuuu.« Niemand antwortete, weder ein Vogel, noch ein Mensch. Und Arno Schmidt wusste Bescheid: »Schriftsteller sollte man nie persönlich kennenlernen.«

Mein Schulfreund hielt Arno Schmidt für die Wiedergeburt von James Joyce. Und für einen Anarchisten: Je nach Lust und Laune warf dieser Schriftsteller alle bekannten Rechtschreibregeln über den Haufen, die uns gerade eingepaukt worden waren. Dabei sah Schmidt eigentlich aus wie ein Stereotyp des spießigen Studienrates.

Schmidts Portrait prangte 1958 auf dem Spiegel-Titelbild. Das verhiess große Bedeutung in der Bundesrepublik. Sein Hauptwerk *Zettel's Traum* – 1334 DIN-A3-Seiten stark, zehn Kilogramm schwer, mit falschem Genitiv-Apostroph im Titel – erschien 1970. Schmidt nannte es ein »Überbuch« und empfahl im Spiegel-Interview: »Der kluge Rezensent sagt ein Jahr lang gar nichts.«

Sein Anspruch, ein Hauptwerk der deutschen Literatur

geschaffen zu haben, wurde von den Medien gern aufgenommen und oft wiederholt.

Ein Jahr bevor *Zettel's Traum* erschien, hatte der Schriftsteller und Sprachtheoretiker Oswald Wiener den Roman *Die Verbesserung von Mitteleuropa* veröffentlicht. Ebenfalls ein experimentelles Buch voller inhaltlicher, formaler und struktureller Eigenwilligkeit. Zehn Jahre danach, 1979, veröffentlichte Wiener ein Buch unter dem Titel *Wir möchten auch vom Arno-Schmidt-Jahr profitieren*. Dieses leitete er mit der Überlegung ein, dass er, Oswald Wiener, abgesehen vom Lektorat, vermutlich der einzige Mensch sei, der sich je die Mühe gemacht habe, Schmidts Riesenwerk bis zum Ende zu lesen.

Harsch ging Wiener mit Schmidts Opus Magnum ins Gericht. Er diagnostizierte eine »bemerkenswerte Sozialphilosophie« und »eine den Leser müde machende Selbstverliebtheit des Autors«. Dazu komme der ungebrochene Einsatz von Stereotypen und Klischees: »Kommen Pferde vor, so pissen sie gewiss aus'm Ständer wie mein Unterarm.« Sei bei Schmidt von Schamteilen die Rede, so fassten alle »uwk« (unwillkürlich) hin und »natürlich« sei die Beobachtung einer Entjungferung eingebaut, die »natürlich« im Bordell stattfindet. Arno Schmidt hasse die Jugend, konstatierte Oswald Wiener, ja, der Autor lehne die Gegenwart wegen ihrer Lockerheit im Umgang mit Sexualität ab. Die Freiheit bestehe bei Schmidt vor allem im »freien« Gebrauch der Worte. Und das, was die Arno-Schmidt-Gemeinde besonders anspreche, sei letztlich das Hochhalten klassischer Bildungswerte: Autorität durch eigene Leistung, Sexualität als Herrensache und eine konservative Lebenshaltung.

Mit seiner Analyse wollte Wiener der »wachsenden Überschätzung« Arno Schmidts Einhalt gebieten. Denn diese verstelle zunehmend die Sicht auf eine »wirklich experimentelle« Literatur. Was Arno Schmidts Protagonist, der Ich-Erzähler Daniel Pagenstecher, auf den über tausend *Zettel*-Seiten erlebe, sei letztlich ganz konventionell erzählt und formuliert. Und die vielen Bezüge zu Edgar Allan Poe, die Schmidt eingebaut habe, dienten nach Wieners Urteil lediglich dazu, die eigene Beobachtungsgabe und Intelligenz auszustellen: »Schmidt sieht, denkt, träumt, wünscht und erklärt als PAGENSTECHER darauflos, dass es eine Art hat; aber was er sieht, sieht er ohne das sehen zu sehen, was er denkt, denkt er, ohne über Gedanken nachzudenken, Träume sind ihm einfach und fraglos Träume (...).«

So weit ich mich erinnere, trat Arno Schmidt immerhin öffentlich nie als moralisches Gewissen der Nation in Erscheinung. Auch tauchte er nie als Wahlkampfhelfer der SPD auf wie die Schriftsteller Martin Walser oder Günter Grass. Der Gestus, mit dem diese Autoritäten in der Öffentlichkeit kritische Gedanken zur politischen Situation vorbrachten, wirkte auf uns Jugendliche immer sehr lehrmeisterhaft, besserwisserisch, ja abschreckend. Den Schreibstil dieser Autoren empfanden wir als muffig. In ihrer Sprache vermittelten sie ein entsprechendes Körpergefühl, holzschnittartig, schwerfällig, dazu kam die Abwesenheit von Selbstironie und befreiendem Unsinn – alles irgendwie klassisch männlich, furchtbar vernünftig, selbstgerecht und autoritär. Arno Schmidt schien dagegen fragil, versponnen, witzig, unberechenbar und eigen-sinnig zu sein. Mit der Meinung über Schriftstellerkollegen

hielt er sich nicht zurück, polterte dann munter drauf los: Die Prosa von Gertrude Stein bezeichnete er als »Tinnef«, Marcel Proust und Samuel Beckett lehnte er ab. Hermann Hesse schätzte er – bis dieser einen frühen Arno-Schmidt-Text einmal skeptisch beurteilte. Schmidt revanchierte sich mit einem Brief. Am 22. Mai 1950 schickte er dem einst Hochgeschätzten die Retourkutsche: Hesse sei, erklärte er diesem, »ein begabter Dichter; reich und faltig.« Doch fehle ihm das Erlebnis folgender »Urphänomene: Soldat sein müssen, Krieg, Kriegsgefangenschaft, Hunger«.

Auf diese »Urerfahrungen« vertrauend – 1940 war er zur Wehrmacht eingezogen worden – verachtete Schmidt die neuen Jugendkulturen der sechziger Jahre. Die Beatles bezeichnete er als »Krampfhennen«. Mit seiner Frau Alice verband ihn ein patriarchalisches Verhältnis, eine »ideale vertikale Liebe«, wie Schmidt es selbst bezeichnete. Als er 1973 den Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main erhielt, ließ er Alice die Dankesrede vorlesen, weil er selbst gesundheitlich bereits angeschlagen war. In jener Rede wettete er gegen die Kulturpolitik der DDR. Schon die marxistische Formulierung vom »schreibenden Arbeiter« sei eine Diffamierung des Schriftstellerberufes. Es klinge, als ob man das Schreiben ohne mühsame jahrelange Ausbildung einfach so, nach Feierabend ausüben könne. Den Westdeutschen warf er Faulheit vor. Das Volk, erst recht die Jugend, sei »typisch unterarbeitet«: »Ich kann das Geschwafel von der >40-Stunden-Woche< einfach nicht mehr hören: Meine Woche hat immer hundert Stunden gehabt.«

Auf mich wirkt dieser Vergleich heute besonders grotesk.

Auch wenn ich als freiberuflicher Künstler kaum eine 40-Stunden-Woche kenne, so ließe sich meine schlechtbezahlte Tätigkeit trotzdem niemals mit der brutalen Schichtarbeit meines Vaters vergleichen. Genau wie der berühmte Schriftsteller Arno Schmidt verfügte der unbekannte Arbeiter Rudolf Müller über die Erfahrung des »Urphänomens«: Auch er war Soldat in Norwegen, später Kriegsgefangener der Engländer. Danach schuftete er 25 Jahre lang am Fließband bei VW in Wolfsburg bis zu seinem Suizid im Jahr 1977.

In Elias Canettis Aufzeichnungen 1973–1984 findet sich zum Tod von Arno Schmidt folgende kurze Bemerkung: »Arno Schmidt gestorben. Aus Eigensinn?«

Mit Vera Lengsfeld und Che Guevara in Kreuzberg

6. Berlin Biennale (2010)

Überraschend meldete sich kürzlich ein alter Freund bei mir, der Konzertveranstalter Isse Carsten aus Helsinki. Gerade sei er in Berlin angekommen. Von einer EU-Institution hatte er einen Gratisflug zur 6. Berlin Biennale 2010 bekommen. Deren Leitmotiv lautet: »was draußen wartet«. Die Blickrichtung ist klar: Aus dem Kunstraum hinaus in die Wirklichkeit. Eine sich als etwas zu steril empfindende Kunstwelt entdeckt den Berliner Stadtteil Kreuzberg als »lebensecht«, spricht: »authentisch«. Auch Kunstphilosoph Bazon Brock möchte jetzt hierher, meinte kürzlich jemand, und eine Akademie des Kunstdenkens eröffnen. Nachdem die letzte Fleischerei Kreuzbergs in der Waldemarstraße schloss, erhalten die Kreuzberger 2011 als Ersatz eine *Denkerei*. Als langjähriger Kreuzberger kann man sich gegen die jäh erwachte Liebe zum zuvor ignorierten Stadtteil kaum wehren. Andere, wie Aktionskünstler Christoph Schlingensiefel, entdecken die Wirklichkeit derweil ein gutes Stück weiter, in Afrika, in Namibia und Burkina Faso. Auf dieser Folie vollzieht sich seine Verschmelzungsphantasie von Kunst und Leben. Wer mag schon gegen solche